

11. Januar 2026

Bernhard Gelderblom

Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung „Gesichter“ in der Domänenburg Aerzen

Ich danke Ihnen, Herr Wittrock, für Ihre Worte und Ihnen, die Sie heute gekommen sind, insbesondere auch den Menschen aus der Ukraine.

Auf zwei Pfeilern ruht diese Ausstellung:

Einmal die Fotos der Gesichter. Sie zeigen die Deportierten kurz nach ihrer Ankunft in Hameln. Die Polizei benötigte die Fotos für die Ausstellung von Ausweisen und hatte örtliche Fotografen damit beauftragt. Die Fotos liegen heute – den Anmeldeunterlagen beigeheftet – in großer Zahl im Kreisarchiv. Es sind keine von den Abgebildeten gewollten Porträts.

Die Fotos zeigen, dass die Deportierten für die erzwungene Reise teilweise ihre guten Kleider angezogen hatten, andere trugen, was sie an hatten, als sie ergriffen wurden. In schrillum Kontrast zur Sommerbluse, dem Anzug oder gar der heimischen Tracht steht die auf die Brust geheftete Kennzeichnung „P“ oder „OST“, das P für polnische Menschen, das OST für Sowjetbürger, also vor allen für Ukrainerinnen und Ukrainer. Das „P“ wurde eingeführt, noch bevor Jüdinnen und Juden den gelben Stern tragen mussten.

Völlig lieblos und entwürdigend auch die von den Fotografen vorgenommene Kennzeichnung durch Ziffern. Damit wollten die Fotografen die Fotos nach der Entwicklung den einzelnen Personen zuordnen.

In der Regel sind die Gesichter starr. Selten zeigen sich Emotionen, am häufigsten noch Unsicherheit und Angst, in einigen Fällen auch Ablehnung gemischt mit Stolz bis hin zu hilfloser Wut. Für mich am Schlimmsten: ein schüchternes Lächeln.

Was zeigen die Fotos nicht: die Realität der Zwangsarbeit, die Schwere der Arbeit, den allmählichen Prozess der Erschöpfung und Verelendung. Die deutschen Arbeitsämter hatten gesunde und kräftige Menschen ausgesucht.

Als ich im Jahr 2000 einen Briefwechsel mit den Deportierten begann und sie um Dokumente bat, schickten einige Ausweise mit diesen Fotos. Eigene Bilder aus dieser Zeit besaßen die wenigsten. Zwangsarbeitern war der Besitz von Fotoapparaten untersagt, ein Verbot, das die Polizei streng kontrollierte.

Die Fotos sind Dokumente der Dehumanisierung. In der Ausstellung ist ihnen ein ganzer Aufsteller gewidmet.

Das zweite Standbein der Ausstellung sind Briefe. 2001 begann die Stiftung „Erinnerung – Verantwortung – Zukunft“ über ihre örtlichen Partnerorganisationen die lange verzögerte Entschädigung für die erlittene Zwangsarbeit auszuzahlen. Ich habe damals die Büros in

Kiew, Warschau und Moskau gebeten, Personen, die in HM-Pyr hatten arbeiten müssen, einen Fragebogen und einen an mich adressierten Freiumschlag zuzustellen. Nach und nach trafen über 120 Briefe bei mir ein.

Die Briefeschreiber waren fast ausnahmslos dankbar, dass sich jemand aus Deutschland für sie interessierte. Sie berichteten teilweise überaus ausführlich. Ich bekam Tagebücher, in Einzelfällen ganze Bücher geschickt. Die Jahre in Deutschland hatten einen entscheidenden Teil ihres Lebens ausgemacht. Nicht wenige äußerten den Wunsch, einmal den Ort wiedersehen zu können, an dem sie Jahre in Unfreiheit hatten verbringen müssen. Zwei waren in Hameln geboren worden.

Zwei Schreiber lehnten die Beantwortung des Fragebogens ab, einer mit der Begründung, ich wolle mich damit nur profilieren, ein anderer aus tiefer Ablehnung gegen alle Deutschen. Andere hatten gar nicht erst geschrieben.

Über 10.000 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus dem Osten hatten im Weserbergland arbeiten müssen. Wie viele waren damals bereits verstorben? Wie viele hatten es abgelehnt, den Fragebogen zu beantworten? Was bedeuten die 120 Briefe, die ich erhielt?

Ich will die Themen nennen, die immer wiederkehrten. Zwei traumatische Erlebnisse stehen am Anfang: die häufig überraschende und gewaltsame Ergreifung und – bisweilen ohne die Angehörigen informieren zu können – die anschließende Verschleppung in tagelangen Bahnfahrten nach Deutschland.

Sodann die erniedrigenden „Sklavenmärkte“, auf denen die Bäuerin einen Ersatz für ihren zur Wehrmacht eingezogenen Mann zu finden hoffte. Die Kleinwüchsigen und Schwachen bekamen nicht selten die Wut der Enttäuschten zu spüren.

Dazu kommen Grunderfahrungen, die sich mit der Zeit einstellten, allen voran die Härte der Arbeit. In den zwölfstündigen Tag- und Nachtschichten in den Rüstungsfabriken kam es wegen Übermüdung oft zu Unfällen. Zwangsarbeiter waren giftigen Substanzen ausgesetzt, die Jugendschutzbestimmungen für sie außer Kraft gesetzt.

Der leiseste Versuch einer Auflehnung wurde brutal und erniedrigend mit Prügeln bestraft. Die mit Knüppeln ausgestattete sog. „Polenpolizei“ kontrollierte an den Sonntagen, ob die jungen Leute verbotenerweise an ihrem einzigen freien Tag die Nachbardörfer besuchten.

Bei der Arbeit trugen die Menschen das, was sie aus der Heimat mitgebracht hatten oder sich von dort schicken ließen, an den Füßen Fußlappen und die harten Holzschuhe. Die Briefe berichten von der Scham angesichts der abgerissenen Kleidung und dem Klappern der Holzschuhe.

Die Unterbringung in engen, überbelegten Baracken mit ihren zwei- bis dreistöckigen Betten ließ keine Privatheit zu.

Immer wiederkehrendes Leitmotiv ist der Hunger. Für die Arbeitskräfte aus dem Osten galten herabgesetzte Rationen. In der Landwirtschaft musste damals niemand hungern. Für einzelne Arbeitskräfte aus dem Osten galt das gleichwohl.

Den Verschleppten war bewusst, dass sie für einen Staat arbeiten mussten, der ihr Land – Polen – ausgelöscht hatte und der die Sowjetunion in einem Weltanschauungskrieg vernichten wollte.

Einzelne berichten, dass sich nach der Niederlage in Stalingrad das Verhalten der Deutschen gegen die „Russen“ noch einmal verschärfte.

Nach dem Warschauer Aufstand 1944 Verschleppte wurden auf dem Weg vom Hamelner Bahnhof zur Wollwarenfabrik Marienthal bespuckt.

Polen und Ostarbeitern war nicht nur der Besuch von Gasthäusern, sondern auch von Kirchen untersagt.

Einzelnerfahrungen mit Deutschen in der großen Hamelner Rüstungsfabrik Domag:

Zwei Vorarbeiter:

- „Der bucklige Zwerg“, der als fanatischer Bewunderer Hitlers den Deportierten zusetzt
- Der Invalide, der sich für seine kriegsbedingte Behinderung an den Zwangsarbeiterinnen rächt

Dann die beiden „Werkschutzmänner“ im langen Ledermantel, vermutlich von der Gestapo, die bei einer nächtlichen Widersetzlichkeit eine junge Ukrainerin auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen, was namenlose Angst unter den Deportierten auslöst

Nicht aus den Briefen, aber aus Polizeiberichten sind Fluchtversuche bekannt, die unternommen wurden, obwohl sie völlig aussichtslos waren. Immer wieder auch kommt es zu Suiziden.

Die Briefe wurden aus einem Abstand von über 55 Jahren geschrieben. Was berichten sie über das Leben nach der Rückkehr in die Heimat?

- Häufig: das zerstörte Haus, der verwüstete Hof
- Die im Kindes- und Jugendalter Deportierten: Der nicht wieder gut zu machende Verlust der Jugend. Schule und Ausbildung konnten nicht nachgeholt werden; die Folge waren lebenslange berufliche Benachteiligungen, Armut, besonders im Alter.
- In nicht wenigen Fällen: bleibende körperliche Behinderungen, häufige Erkrankungen, psychische Belastungen.
- Die Russen und Ukrainer leiden zusätzlich unter der Bestrafung, zumindest Diskriminierung als „Verräter“ in der Sowjetunion. Sie wurden also zwei Mal bestraft.

Die Deutschen kommen in dieser Ausstellung nicht oder nur als Negativfolie vor. „Die Deutschen, die haben immer geschrien“, so schreibt ein in der Landwirtschaft beschäftigter Junge.

Von den sowjetischen Kriegsgefangenen – sie standen am untersten Ende der Skala – sprach man als von „russischen Schweinen“. Im Lager in Salzhemmendorf schüttete man die gekochten Kartoffeln vor ihnen auf den Boden.

Wie nah waren die Hameln-Pyrmonter den Zwangsarbeitern? Sie gehörten wie ein beliebiges Möbelstück in die Zeit des Krieges. Sie sind nicht vergessen oder verdrängt worden – sie wurden gar nicht gesehen, blieben gesichtslos.

Das erste Mal wurden sie von den Deutschen wahrgenommen, als einige von ihnen nach ihrer Befreiung geplündert und sich in Einzelfällen auch gerächt haben. Dass die Deutschen auch geplündert haben, wurde verdrängt; dass dem kriminellen Verhalten und der Verrohung ein jahrelanger Prozess der Erniedrigung und Verwahrlosung vorausgegangen war, wurde ignoriert.

Dem Briefwechsel folgten in den Jahren 2005 und 2006 Besuchsreisen nach Polen und in die Ukraine. Ich hatte das Glück, jeweils einen Dolmetscher mitnehmen zu können. Es war für mich eine tiefe Erfahrung, die Menschen, die ich bisher nur aus ihren Briefen kannte, nun in ihrer häuslichen Umgebung zu erleben.

Die kurze Zeit später folgenden Einladungen nach Hameln weckten für die Menschen, die nun gern und freiwillig kamen, schmerzliche Erinnerungen, aber ermöglichten vielleicht auf längere Sicht auch so etwas wie eine Aussöhnung.

Merem Ibragimowa, im Alter von 13 Jahren aus der Krim zur Zwangsarbeit auf einen Hof in Tündern deportiert: Ein Besuch an ihrem damaligen Arbeitsplatz und ein fröhliches Wiedersehen im Beisein der Presse. Im Anschluss an den Besuch sagte sie zu mir: „... und ich habe nachts immer geweint“.

Die Einladungen nach Hameln waren möglich durch ganz viel ehrenamtliche Mitarbeit und Spenden aus der Bürgerschaft.

Knapp zwanzig Jahre nach den Besuchen und den Einladungen nun diese Ausstellung. Die Allermeisten der Deportierten sind inzwischen verstorben. Die zahlreichen Briefkarten, die ich jeweils zu Weihnachten und Ostern erhielt, bleiben inzwischen aus. Die einzig Überlebende, Olga Barbesolle aus Charkiw, zu der ich kontinuierlich Kontakt hatte, ist hundertjährig im Sommer 2025 gestorben. Sie finden sie auf Aufsteller Nr. 7.

Eine leise Ausstellung; sie will informieren, aber vor allem Empathie erzeugen, das, was den Menschen damals verweigert wurde.

Die Ausstellung wurde zum ersten Mal im Herbst 2024 im Hamelner Münster gezeigt. Der Grund, warum ich sie gemacht habe: Wir in Hameln-Pyrmont keinen Ort haben, der an die NS-Zwangsarbeit erinnert. Die Ausstellung sollte Aufgeschlossenheit für das Thema und die Bereitschaft zu Spenden schaffen.

Inzwischen ist dieses Ziel erreicht und der Erinnerungsort in glücklicher Weise realisiert. Am Weserufer, in Höhe der alten Eisenbahnbrücke, stehen sieben Tafeln, auf deren Vor- und Rückseite 14 exemplarische Lebensläufe von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern dargestellt sind. Eröffnet werden konnte die Ausstellung am 11. Mai 2025, 80 Jahre nach Kriegsende, 80 Jahre nach der Befreiung der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, übrigens unter großer Beteiligung der ukrainischen Gemeinschaft.

Seitdem war die Ausstellung in Salzhemmendorf und Stadthagen zu sehen. Aerzen ist nun ihre vierte Station. – Und Aerzen? „Ein verdrängtes Thema – auch in Aerzen“, titelt Christian gestern in der Dewezet.

Es ist das ganz normale Bild, das Aerzen bezüglich der Zwangsarbeit bietet. Bei über 20 Bauern waren jeweils zwischen einem und sechs Frauen und Männer im Einsatz sowie in über zehn in kleinen Betrieben (Gärtnereien, Schuhmacher, Schmied bzw. Landmaschinenreparatur, Müller, Melkermeister, Gastwirt); einige wenige auch in Privathaushalten. Sie sollten die Männer ersetzen, die zum Militär eingezogen worden waren.

Maria Matusiak, 1930 geboren, ist noch ein Kind, als sie 1943/44 ohne Eltern in Aerzen ankommt; sie muss zunächst bei einem Bauern und Fleischer arbeiten, und wird später auf der Domäne eingesetzt. Sie schreibt mir 2002 und 2003 mehrere Briefe.

In Aerzen war eine Kirche. Dort waren drei sehr große Birnbäume. Sie hatten sehr kleine, aber sehr schmackhafte Birnen. Das war das einzige Obst, das ich gegessen habe. Wenn es windig war, fiel so viel Obst herunter. Man konnte säckeweise sammeln. Ich ging jeden Morgen in eine Milchkanne sammeln.

Manchmal sah mich der Pastor. Er drohte mit dem Finger, aber er war lieb zu mir und hatte stets ein Lächeln im Gesicht. Er hat mich manchmal in der Kirche gesehen, obwohl es polnischen Leuten verboten war, da hin zu gehen.

Ich wohnte drei Häuser weit. Auf der Ecke war ein Kino. Es war uns nicht erlaubt, dort hin zu gehen. Zweimal habe ich gesehen, wie man Polen aus dem Kino heraus führte. Unterdessen habe ich gebetet, dass mich keiner entdeckt. Ich konnte nur am Sonntag gehen. Sonst habe ich von 6 Uhr morgens bis 18 Uhr abends gearbeitet.

Maria Matusiak erinnert sich noch lebhaft an die Frau des Fleischers, an dessen Geschäft sie täglich auf ihrem Weg zur Domäne vorbeikam; sie habe ihr, der auf sich allein gestellten 13-Jährigen, häufig etwas zu essen zugesteckt und ihr ein wenig emotionale Geborgenheit gegeben.

Über die Zeit nach der Befreiung berichtet Maria Matusiak:

Am 4. April 1945 vormittags kamen amerikanische Soldaten mit Panzern die Straße entlang. Nach einiger Zeit brachte man mich in Hameln ins Krankenhaus. Ich war sehr krank, ich hatte verletzte Beine. In den vielen Jahren habe ich sehr schwer gearbeitet. Es war kein Wunder, dass ich krank wurde.

Im Krankenhaus war ich etwa drei Monate, vielleicht mehr, ich weiß es nicht. Ich wurde gut behandelt, bekam auch Gymnastik und Medizin.

Meine Freundin besuchte mich im Krankenhaus und sagte mir, dass wir in die Kaserne in Hameln gebracht wurden. Dort war die Sammelstelle für Ausländer. Die Blocks waren mit Städtenamen gekennzeichnet, wie z.B. Lwow, damit jeder Pole seine Stätte findet. Wir bekamen zu essen und anzuziehen. Die Aufsicht hatten die Amerikaner.

Ein polnischer Pfarrer eröffnete eine Schule dort. Etwa 30 Personen meldeten sich. Es waren zwei Lehrer, einer davon war ein Tänzer. Es waren viele Polen dort. Wir fingen an, Theater zu spielen. Wir machten Volkstänze und mussten viel üben. Ab und zu machten wir auch Sketsche. Es war eine schöne und angenehme Zeit, verbunden mit viel lernen.

Als der Krieg zu Ende war, hatte ich Verlangen, nach Polen zurück zu fahren. Als erstes kamen die Kinder, Ältere und Kranke in Frage. Mir tat es leid, die Schule zu verlassen. So blieb ich bis 1947. Meine Mutter hat nicht geschrieben, da sie sehr krank war.

Soweit Zitate aus den Briefen. Im Jahre 2005 folgte Maria Matusiak der Einladung nach Hameln. Damals besuchte sie auch Aerzen und das Geschäft, in dem damals die Fleischerei untergebracht war. Auf Tafel 10 findet sich ein Foto mit ihr.

Was die Behandlung der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter angeht, gibt es so etwas wie ein Gesetz. In kleinen Einsatzorten war die Behandlung in der Regel in Ordnung, bisweilen sogar gut. Das war anders in Großbetrieben, bei massenhaftem Einsatz und massenhafter Unterbringung. In Aerzen waren das die Domäne und die Aerzener Maschinenfabrik.

Wollte die AM überleben, musste sie kriegswichtig sein und im weitesten Sinne Rüstungsgüter herstellen. Andernfalls hätte sie keine Rohstoffe und keine Arbeitskräfte zugeteilt bekommen. Die AM hatte Lager für ca. 100 sowjetische KGF und für 54 zivile Ostarbeiter. In diesen Lagern ist es zu schlimmen Übergriffen besonders gegenüber sowjetrussischen Kriegsgefangenen gekommen. Sie galten den Deutschen als Tiere, Schweine. Behandlung und Verpflegung waren sehr schlecht. Ein Wachmann war dafür bekannt: morgens aufstellen mit dem Gesicht an die Wand! Er wurde zu Kriegsende von den Gepeinigten gelyncht.

Die AM hat – spät – die Konsequenzen gezogen. Sie hat in den Fond eingezahlt, aus dem die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter um das Jahr 2000 entschädigt wurden, sie hat das Thema historisch aufgearbeitet und sie hat auch meine Arbeit finanziell unterstützt.

Ich bin sehr dankbar für die Aufnahme, die die Ausstellung nun hier in Aerzen findet. Die Gemeinde hat bereitwillig den Raum und die nötige Ausrüstung zur Verfügung gestellt. Dafür danke ich Herrn Wittrock und Frau Markus. Die Schule und die Schulleiterin Frau Grabbe haben sich das Thema zu Eigen gemacht. Schülerinnen und Schüler des Wahlpflichtkurses Geschichte mit ihrem Lehrer Herrn Zöllner werden ihre Mitschüler durch die Ausstellung begleiten.

Hinter allem steht die behutsam organisierende Hand von Frau Gunda Thöle. Sie, liebe Frau Thöle, haben mich vom Standort Aerzen überzeugt und mit großer Geduld und Umsicht die Fäden geknüpft und für einen reibungslosen Ablauf gesorgt, den Aufbau betreut, für Aufsichten gesorgt und vieles andere mehr. Ganz herzlichen Dank.

Und wieder ist auch die ukrainische Gemeinschaft beteiligt. Ich habe Olexandr Jewtuschkow und Viktoria Revinska bei der Eröffnung des Erinnerungsortes Zwangsarbeit kennengelernt, wo sie gesungen haben. Ich danke Ihnen beiden, dass Sie es nun wieder tun und Frau Irina Napreenko aus Belorussland für die Einführung in die Lieder.

Vielen Dank.